

Hallese Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 57.

Halle a. S., Montag 30. Dezember 1895.

Seitlicher Bureau: Halle SW., Gutenbergstraße 3.

Deutsches Reich.

* Ueber die Erkrankung des Prinzen Alexander von Preussen ist am Sonnabend Abend folgendes Bulletin erschienen:
* Se. Königliche Hoheit der Prinz Alexander von Preussen ist an einer leichten Grippe erkrankt.

Am Freitag Abend ist auf seiner Besichtigung Gräbiger in Schießen der Generalintendant und Generaladjutant des Großherzogs von Sachsen-Weimar Graf Leo Dautel Freiherr von Zinnermann gestorben.

* Der Reichs- und Staatsanzeiger publizirt folgende Allerhöchste Verordnung wegen Einberufung der beiden Häuser des Landtags:
Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preussen...

* Die Nachricht, daß der König von Württemberg zum Neujahrsfest nach Berlin kommen wird, ist dahin zu berichtigen, daß dieser Besuch erst für einen späteren Zeitraum in Aussicht genommen ist.

* Zu dem bereits telegraphisch gemeldeten Besuche des Reichskanzlers Fürsten zu Hohenlohe in Wien kommen weitere Mittheilungen, welche demselben zwar den Charakter eines besondern politischen Ereignisses abspreschen, andererseits aber auch erkennen lassen, daß nicht nur privatelichkeiten den deutschen Reichskanzler in die Hauptstadt des verbündeten Kaiserreiches geführt haben.

Das Wolff'sche Telegraphen-Bureau bestätigte die am Sonnabend von einem Berliner Blatt mitgetheilte Nachricht von der am zweiten Hefttage in Wien erfolgten Versammlung des Reichskanzlers v. Hammerstein.

Präsident Graf Badien und mehrere andere Minister geladen waren. Der Bruder des Reichskanzlers, Prinz Constantin Hohenlohe, ist so leidend, daß er das Zimmer nicht verlassen kann.

* Am Freitag Abend ist auf seiner Besichtigung Gräbiger in Schießen der Generalintendant und Generaladjutant des Großherzogs von Sachsen-Weimar Graf Leo Dautel Freiherr von Zinnermann gestorben.

* Der Reichs- und Staatsanzeiger publizirt folgende Allerhöchste Verordnung wegen Einberufung der beiden Häuser des Landtags:
Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preussen...

* Die Nachricht, daß der König von Württemberg zum Neujahrsfest nach Berlin kommen wird, ist dahin zu berichtigen, daß dieser Besuch erst für einen späteren Zeitraum in Aussicht genommen ist.

* Zu dem bereits telegraphisch gemeldeten Besuche des Reichskanzlers Fürsten zu Hohenlohe in Wien kommen weitere Mittheilungen, welche demselben zwar den Charakter eines besondern politischen Ereignisses abspreschen, andererseits aber auch erkennen lassen, daß nicht nur privatelichkeiten den deutschen Reichskanzler in die Hauptstadt des verbündeten Kaiserreiches geführt haben.

müßigen losgerast und ihn aus ihren Reihen gehoben — unter Umständen viel dazu beitragen kann, die schon fest bestehenden Parteigegegnungen noch mehr zu erneuern und so in erster Linie Wasser auf die Mühlen derjenigen zu leiten, die antinational bis in die Knochen, die Gelegenheit nicht zu verjümen trachten werden, von Neuem Sturm zu laufen gegen das Reich.

Wie aus Athen berichtet wird, hielt sich Streiber v. Hammerstein dort ohne Familie unter dem Namen eines Dr. Wilhelm Herbst auf und scheint als solcher wie im früheren Club-Verständnis für den Mann zu sein, das er bei seiner Vertretung in Wien ausbrachte.

Myrtenzweiger.

Novelle von H. B.

Das war ein Leben und ein Treiben, wie es das alte Haus selten gesehen. Rentmeisters Spätkabarenes wurde ein Ausrufer und Verwandte, Fremde und Bekannte kamen mit ihren mehr oder weniger anständigen Glückwünschen herbei und gratulirten und schmeichelten und lachten und tranken, daß es eine helle Freude war.

dann schenkte er ihn, so reich er nur konnte, zurück, und das Kind freute sich und jauchzte vor Vergnügen und Lust; die kleinen, runden Weiden strampelten vor Liebesguth und Eifer, wenn der Knabe endlich müde wurde und aufstehen wollte.

zerrte, daß sie länger werden und die vorwiegigen und dabei doch so niedlichen Füßchen verdecken und verdecken so litten.
Und die Jahre gingen und die Kleider waren längst lang geworden, und ehe sich die Eltern und der gute Doktor verabschieden, war Erna herangeblüht zur Jungfrau in Pracht und Herrlichkeit.

Es ist das eine allgütige, idyllische Szene in Schieferlande, dem Mädchen, das zum ersten Male trägt, einen Myrtenzweig zum Angebinde zu geben, dem so langsam gekehrt und gestiftet wird und herannäht, bis aus dem Kinde eine Jungfrau geworden und aus der Jungfrau endlich eine Braut, die sich von ihrem eigenen Myrtenbaum die prächtigsten Zweige heraussucht zum Schlierchenmisch an ihrem Ehrentage.

Dann, als seine Eltern geforderten, der Herr Doctor, aber auf dem besten Wege war, durch seine gar gewaltige Gesehamsheit, die er in Wort und Schrift der Wittwe offenbarte, ein berühmter Mann zu werden, hörten zwar die Spiele und das Herumtollen, nicht aber die Besuche auf. Im Geheiß, täglich, wenn er sich müde fühlte und gearbeitet hatte, war es seine Erholung, bei Rentmeisters vorzusprechen. Aber selbst wenn der Doktor noch weiter spielen und tollen gewollt hätte — es sollen solch wunderliche Gesehls selbst bei den uraltesten Zeiten in seinem Alter vorkommen — Erna hätte sicher nicht mehr gekohnt. O, das war ein gar mürbevolles Päckchen geworden, der, hieß, ja ein ganz klein wenig herausfordernd das alletheilige, seine Stumpfnägen in die Luft tragend, durch die Straßen ging, die Mama jeden Tag qualte, ihr hat er „gräßlichen“ Bisse doch endlich, endlich eine vernünftige Fritze zu gestatten, und fast weinend vor ohnmächtigen Born jeden Morgen an den Kleibern juppste und

Und dann kam der Tag, wo der Doktor vor ihr stand und ihr in weizen Worten vorräumelte, wie er sie lieb gehabt, so lange er denken könne, und wie diese Liebe gemachten sei mit den Jahren, daß sie jetzt kein Wesen sein ausfüllte, und ob sie nun kein Weib werden und ihn damit glücklich machen wolle, so glücklich, wie er nie getraut, daß ein Mädchen werden könne.

Waren- und Produktberichte.

Getreide.

Wien, 28. Dezember. Weizen mit Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Waren- und Produktberichte.

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Waren- und Produktberichte.

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Waren- und Produktberichte.

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Wien, 28. Dezember. Weizen ohne Aufschlag von Bauernweizen per 1000 Stroh...

Advertisement for 'Buch- und Kunstdruckerei' featuring various printing services and contact information.

Advertisement for 'Buch- und Kunstdruckerei' featuring various printing services and contact information.

Advertisement for 'Holz-Auction' on Tuesday, January 9, 1896, listing various types of wood for sale.

Advertisement for 'Martha geb. Beschnidt' regarding a matrimonial matter.

Advertisement for '1 Paar schnelle Kussen' (two quick pillows) with detailed specifications.

Advertisement for 'Pat. H-Stollen' (patented H-stollen) by Leonhardt & Co.

Advertisement for '60,000 Mark' in bonds or shares, offering a 3 1/2% interest rate.

Advertisement for 'Trockentreber' (dried malt) and 'Schwarzjuchs-Foelen' (black malt) with health benefits.

Advertisement for 'Woldemar Thoss' bank business and 'Drüsen-Liniment' (gland liniment) for various ailments.

Advertisement for 'Denkmal f. Hermann v. Helmholtz' (monument for Hermann von Helmholtz) and 'Buch- und Kunstdruckerei'.



[Nachdruck verboten.]

Das Testament der Indierin.

§ Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Hay
(Martham Howard).

„Ich glaube, ſie leben ſehr ſtill und häuslich für ſich.“ lächelte Miß Trent, wenigſtens ſieht Jane Haughton, wenn ſie einmal irgendwo erſcheint, wie aus einem andern Jahrhundert erſtanden aus.“

„Nach allen dieſen Schilderungen, Keith,“ bemerkte der Rittmeiſter vom Kamine her, „fühlen Sie gewiß kein großes Verlangen, ſich der Gruppe anzuschließen, welche auf Lady Lawrence's Wunſch vor Schloß Abbotsmoor aufgenommen werden ſoll. — Theo“, ſetzte er hinzu, da er keine Antwort erhielt, „es iſt 5 Minuten vor 7 Uhr, Du ſollteſt Honor doch anheimgen, zur rechten Zeit zu erſcheinen.“

„Das that ich, Hervey, ſie gab mir jedoch zur Antwort, Du hätteſt ihr gefragt, es ſei nicht comme il faut, irgendwo zu früh zu erſcheinen.“

„Ich glaube, das Kind iſt wirklich lernbegierig, Hervey,“ äußerte die Dame des Hauſes ſelbſtgefällig, „ſei ihr nur recht behülſlich, ihr linkiſches Weſen abzulegen.“

In Royden Keith's Geiſt ſtieh ein Verdacht auf, während er das gefällige, nachläſſige Lächeln des Rittmeiſters beobachtete.

„Ich will mir ſelbſt ein Urtheil bilden,“ dachte er, und gerade in dieſem Moment öffnete ſich die Flügelthür und eine junge Dame erſchien auf der Schwelle des Geſellſchaftszimmers.

„Miß Carven.“

Theodora erhob ſich, ihrer Conſine entgegenzugehen, doch ſo zögernd und gemächlich, daß das Mädchen bereits am Tiſche ſtand, ehe ſie ihr die Hand reichte.

Royden blickte auf zu dieſem „Kinde“, welches Rittmeiſter Trent ſo großmüthig mit dem „ſich benehmen in der guten Geſellſchaft“ belehrte, und ſtand auf, ſeiner Vorſtellung entgegenſehend. Dann blieb er ſtehen, bis er ſeinen Platz ihr gegenüber während des Diners einnahm.

Die wenigen Minuten, welche noch übrig blieben, ehe der Bediente meldete, daß angerichtet ſei, plauderte Honor Carven mit ihrer Tante, augenſcheinlich ohne zu bemerken, wie ihre beiden jungen Verwandten ſich von ihr entfernt hielten, und gelegentlich einen unbeſonnenen Blick auf den fremden Gaſt werfend. Vergewiß ſuchte dieſer ihr linkiſches Weſen und die vom Rittmeiſter erwähnte Aengſtlichkeit im Aufreßen. Er ſah nur ein junges wirklich bildſchönes Mädchen, deſſen Manieren voller natürlicher Anmuth vortheilhaft gegen ihrer Couſine langweilige Eleganz abſtachen, wie der anmuthige Flug einer Schwalbe in der Luft gegen das ſtolze Ziehen eines Schwanes auf dem See.

Mit neugieriger Aufmerkſamkeit beobachtete ſie Royden Keith, und das Studium dieſer Erſcheinung ſchien ihm, der die halbe Welt durchreißt und die Schönheit der verſchiedenſten Menſchenraſſen geſehen, und der, wenig älter als dreißig Jahre, weit mehr als mancher Greis erlebt hatte, neu und intereſſant zu ſein.

Honor Carven hatte ſich jezt ebenfalls erhoben, der Diener hatte endlich gemeldet, daß die Tafel ſervirt ſei, worauf Hervey Trent unruhig gewartet

Sie war ein junges Mädchen von 18 bis 19 Jahren; ihre große und ſchlankte Geſtalt beſaß trotz der runden Formen des Erwachſenſeins noch die ganze Anmuth und Leichtigkeit eines Kindes; die wohlgeformten Arme und der Nacken ſchienen in blendender Weiße durch das luttige Kleid, während das weiße reiche Haar von glänzendem Kaſtanienbraun in einem Knoten am Hinterkopfe verſchlungen war, und wenn auch Niemand ſehen konnte, wie ſich die Enden, wenn Honor Abends dieſelben herabfallen ließ, in lange Locken auflöſten, konnte doch jeder bemerken, in welcher ſanften, natürlichen Wellen daſſelbe der zarten Stirn

anlag. Ihre wunderbar geſchnittene Augen waren grau und ebenſo bereit, in einem ſonnigen Lächeln aufzuleuchten, wie auch wieder voll zärtlichen und ernſten Mitgeföhls aufzublicken, ihre Naſe war klein und gerade; um ihre Lippen ſpielte ein glückliches ſchelmliches Lächeln, wobei man die ſchönen edelmüthigen Zähne bewundern konnte.

„Hervey, ich muß die beiden jungen Damen Deiner Obhut anvertrauen,“ bemerkte Mrs. Trent mit einer Handbewegung gegen Honor, als wolle ſie mit derſelben dem jungen Mädchen eine gnädige Ermuthigung zu Theil werden laſſen, näher zu treten, und mit ihrer Tochter die große Ehre zu genießen, von Rittmeiſter Trent zu Tiſch geführt zu werden.

Dann legte die Wirthin ihre wohlgerundete Hand auf Royden Keith's Arm und folgte mit einigen nichtsſagenden Bemerkungen unter ſeiner ſchweigenden Führung dem jungen Paare ſo nahe, als es Theodoras lange Schleppe zuließ, doch beobachtete ſie genau eine kleine Scene, die ſich vor ihr abſpielte und ein Lächeln der Befriedigung auf ihre Lippen zauberte.

„Armes Kind“, dachte ſie mitleidig und angenehm berührt, „ſie iſt immer de trop bei Theodora und Hervey.“

Auch Mr. Keith war die kleine Scene nicht entgangen, und man ſah, wenn auch kein Lächeln über ſeine Lippen kam, ſeinen Augen die Beluſtigung an, denn Honor hatte ihres Vetter's Arm verweigert und ging mit ruhiger Unbekümmtheit, welche ſie gar nicht zu verbergen ſtrebte, allein ins Eſzimmer. Der Beobachter konnte leider nicht ſehen, welchen Eindruck dieſes Benehmen ſeiner gelehrigen Schülerin auf den Rittmeiſter machte, da ihm nur deſſen ſchön fräierter Hinterkopf ſichtbar war. Dieſer war jedenfalls nicht im Mindesten derangirt.

„Mein Neffe bot Dir ſeinen Arm, Honor,“ ſagte Mrs. Trent, als ſie dem jungen Mädchen den einſamen Platz an ihrer linken Seite anwies, „Du hätteſt ihn annehmen ſollen, meine Liebe.“

„Wirklich?“ fragte Honor, „mußte ich? Ich kann mich nicht genug wundern, Tante, daß Sie nicht müde werden, mir immer zu wiederholen, was ich thun und laſſen muß.“

„Nicht, wenn Du Dir die Mühe giebiſt, es Dir zu merken,“ war die herablaſſende Erwiderung, „Theodora und ich werden in unſerer Geduld nicht nachlaſſen, und Rittmeiſter Trent liegt viel daran, daß Du ſeinen Unterweiſungen Ehre machſt; jeine verdöhten Augen werden durch jedes linkiſche Weſen beleidigt, ſonſt, davon bin ich überzeugt, iſt er immer erfreut, Dich zu ſehen.“

„Hervey,“ rief das junge Mädchen, die Augen voll auf ihren Vetter richtend, welcher aber einen Platz am Ende der Tafel einnahm, „wann werde ich aufhören, Deine Augen zu beleidigen, damit jene köſtliche Zeit kommt, wo Du immer erfreut ſein wirſt, mich zu ſehen.“

„Das bin ich ſchon jezt,“ gab dieſer mit läſſiger Selbſtbeſriedigung zurück, „noch heute Morgen ſagte ich zu Theodora, daß Deine Manieren ſich bedeutend gebessert haben, nicht wahr, Theo?“

„Ich glaube,“ erwiderte Miß Trent gleichgültig, „Du äußereſt wenig ens, Honor bilde einen angenehmen Kontrast zu Phoebe.“

„Unglücklicherweise haſt Du Dir mit Phoebe nicht ſo viel Mühe gegeben, wie mit mir,“ ſagte Honor, indem ſie ſich niederbeugte, den Duft der Blumen neben ihrem Teller einzathmen. „Du mußt Nachſicht mit uns Beiden haben, namentlich mit ihr.“

„Wie geht es Phoebe?“ fragte Theodora, wandte ſich jedoch ohne die Antwort abzuwarten an Mr. Keith, der neben ihr ſaß.

„Phoebe Owen haben Sie noch nicht geſehen, ſonſt würden Sie jezt alle Verwandten des alten Barons kennen.“

„Außer —“

Es war Honor, die dieſen Satz begann, jedoch raſch inne hielt und lebhaft, ſaß ſchmerzlich erröthete.

„Außer?“ — wiederholte Royden Keith fragend.

„Honor, wie kannst Du Vergnügen daran finden, verbotene Geschichten wieder anzuhören?“ schaltete Mrs. Trent ein, während Honor den in den sanften, weichen Tönen verflochtenen Kerger wohl herausfühlte, Hervey auf seinen Suppenteller sah und Theodora ihrer Cousine einen vernichtenden Blick zuzumwerfen versuchte.

Der Gast wartete jedoch auf seine Antwort. „Ich war im Begriff, zu sagen,“ gestand Honor, offen in seine fragenden Augen blickend, „außer meinem rechten Vetter Gabriel Wyddelton. Ich hatte vergessen, daß sein Name hier nicht genannt werden darf, und ich begreife auch nicht, wie ich heute Abend dazu komme. Zu Hause spricht man nur mit Verachtung und Enisehen von ihm. Selbst wenn ich ihn erwähne, geschieht es nur in äußersten Nothfälle.“

„Darf ich fragen, warum?“ Einen Augenblick suchte Honor in seinem offenen Blick zu lesen, dann aber senkte sie die Augen wieder und antwortete leise:

„Sie wissen ja, warum.“ „Bitte, nicht diese schreckliche Mordgeschichte nicht wieder auf“, rief Theodora mit wohlausgeführtem Schauern, „wir sind nicht daran gewöhnt, ewig von solchen Sachen sprechen zu hören, wie bei Euch zu Hause, Honor.“

„Der Mord des alten Baron Wyddelton ist auch im Verzeichnisse kein stehender Gegenstand des Gesprächs, Theodora,“ sagte Honor furchtlos, während in ihren schönen Augen eine große Traurigkeit lag.

„Mr. Keith,“ begann Miß Trent, um geschickt dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „welch ein herrliches Pferd ritten Sie diesen Morgen, und wie naß war es von Schaum; woher kamen Sie?“

„Von Haus.“ Theodora stutzte; ein Wort des Entgegenkommens von ihm, und sie konnte die Frage: „Wo ist Ihre Heimath?“ die sie so gern beantwortet gesehen hätte, an ihn richten. Doch da auch nicht das Geringste erfolgte, mußte sie sich damit begnügen, die Aufmerksamkeit ihres Gastes von einem Namen abgelenkt zu haben, den sie so gern aus ihrem ganzen Stammbaum gestrichen hätte. Doch war dies Theodora überhaupt gelungen? Sie hatte ihren Abscheu gezeigt, ihre Mutter hatte geschickt davon ablenken wollen, Hervey hatte den Namen vollständig ignoriert, und Honor war bei seiner Erwähnung vor Schmerz und Scham erröthet, und doch, kaum hatten die Diener das Zimmer verlassen, als derselbe Name wieder von einer Person der kleinen Gruppe mit anscheinender Gleichgültigkeit in die Unterhaltung gezogen wurde.

„Wenn ich wirklich mit nach Abbotsmoor gehen soll“, nahm Royden das Gespräch plötzlich wieder auf, „muß ich zuvörderst genau die Geschichte von dem Morde des alten Barons hören, wie kann ich mich sonst für den Ort interessieren. Wollen Sie mir dieselbe erzählen, Miß Trent?“

„Ich muß wohl, wenn Sie mich darum bitten,“ antwortete sie lächelnd, „aber es ist eine schreckliche Begebenheit, ich weiß noch nicht, ob ich damit zu Stande kommen werde — Honor, Du siehst aus, als ob Du mich bei jedem Sage unterbrechen wolltest — ich, bitte, Deine Trauben — muß ich sie wirklich umständlich erzählen, Mr. Keith?“ — und wieder blickte sie lächelnd in sein schönes duntes Antlitz.

„Wenn Sie die Güte haben wollen, Ihre Cousine wird Ihnen gewiß mit ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen.“

„Allerdings weiß ich, Mr. Keith,“ begann Theodora Trent, „daß Sie sich noch nicht lange in dieser Gegend aufhalten, doch werden Sie sicher schon von dem alten Baron Wyddelton gehört haben, der sparte und sparte, Reichthümer auf Reichthümer häufte, bis Wyddelton's Geld förmlich sprichwörtlich geworden war.“

„Unseres Großvaters Leben war eine lange Kette von Sammeln und Geldzusammenhaaren, und die Leute von Abbotsmoor haben, glaube ich, nicht ganz Unrecht, wenn sie sich zuflüstern, daß ein auf diese Weise erworbener Reichthum seinem Besitzer keinen Segen bringen kann,“ bemerkte Honor, ihre Cousine fest ansehend.

„Die Eigenthümer pflegen das wohl nicht zu denken,“ warf Rittmeister Trent dazwischen.

„Sie wissen wahrscheinlich,“ fügten Royden Keith hinzu, indem er sein Weinglas langlam an die Lippen setzte, „daß es auf sie selbst und den Gebrauch, den sie von ihrem Reichthum machen, am meisten ankommt.“

„Da Sie durchaus die Geschichte von dem Morde des alten Barons hören möchten, wünschte ich, Sie hätten Abbotsmoor

gesehen; wenn wir am Donnerstag dort sind, werde ich Ihnen das Fenster zeigen, durch welches der Mörder entwischt ist,“ hob Miß Trent von Neuem an.

„Ich kenne Abbotsmoor, ich sah auch das Fenster,“ erwiderte der Gast ruhig.

Theodora blickte erstaunt auf und sagte fast ärgerlich: „D, das wußte ich nicht, dann hat vermuthlich Lady Somerton unser Blättchen verrathen. — Das war nicht recht von ihr, da ich die Mittheilung darüber ihr unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses machte.“

„Nein, ich war aus eigenem Antriebe dort,“ sagte Royden ernst und kühl, „als ich eines Abends an dem Parke vorbeifuhr, kam ich auf den Gedanken, das alte, düstere Schloß zu besichtigen.“

„Donnerstag werden Sie einen andern Eindruck von demselben gewinnen, bemerkte Theodora mit ihrem bezauberndsten Lächeln, „doch ich muß endlich mit meiner Geschichte beginnen, sonst werden Hervey und Mama ungeduldig.“

Einen Augenblick lang sah Mr. Keith zu Honor hinüber, als wolle er sich überzeugen, ob auch sie die Geduld verlore, doch waren ihm die Spannung und das schmerzliche Interesse, welches in dem Blick des jungen Mädchens lag, Antwort genug.

„Ich sagte Ihnen doch, daß der Bruder des alten Barons Wyddelton nur einen Sohn Gabriel hinterließ. Dieser wählte kein besonderes Fach, da er ja als Erbe seines Onkels galt. Nach dem Tode seiner Eltern, welche früh starben, hielt er sich in Abbotsmoor nicht immer auf, kam jedoch sehr oft dorthin auf Besuch von der Universität aus, wohin ihn sein Onkel geschickt hatte. Seine Erziehung war ja wohl nicht die beste gewesen, nicht wahr, Mama?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Eisbrecher.

Ein Marinebild von R. U. Lavastjerna.

Bekanntlich ist es allen großen Städten gemein, daß Interessen oder Personen in ihnen plötzlich alle Aufmerksamkeit auf sich lenken können. Finland ist in einigen Richtungen einer großen Stadt zu vergleichen, das heißt, das Finland, das lebt kämpft und vorwärts will. Durchblättert man unsere heimathliche Presse vom Frühjahr 1889, so wird man fast in jeder Nummer der bedeutenderen Blätter einen Artikel über die Stadt Hangö und die Winterschiffahrt finden. Letztere war mit Recht oder Unrecht der Brennpunkt in dem winterlichen Handelsleben des Landes geworden, vielleicht nicht so sehr im wirklichen Leben, sondern vielmehr, weil sie eine Hauptrolle in der Meinung aller national-ökonomisch veranlagten Mitbürger spielte. In Folge der gesammten Seefahrt blieben in Hangös Waarenmagazinen oder in den eigenen Vorrathskammern der Exporteure Millionen unverzinst liegen, und überall fühlte man das dringende Bedürfniß eines regelmäßigen direkten Winterverkehrs mit dem Auslande, denn der Transport um die finische Bucht herum, über St. Petersburg verminderte durch Eisenbahnfracht, Zollbehandlung und andere Placereien den Gewinn bedeutend.

Das ganze Frühjahr hindurch besprach man privatim wie öffentlich die verschiedenen Möglichkeiten für oder gegen diesen direkten Winterverkehr, und das kleine Hangö war stolz auf das große Interesse, das ihm plötzlich zu Theil wurde. Das Ergebniß aller Verhandlungen und Berechnungen war schließlich, daß der Staat beschloß, einen eigenen Eisbrecher zu bestellen; doch berief man zuvörderst versuchsweise den größten Eisbrecher des Nordens von Kopenhagen, damit er den Seeverkehr auf Hangö eröffne. Der Kopenhagener Eisbrecher übernahm auch den Auftrag, einen Anfall auf unsere „unüberwindlichen Naturhürdenisse“ zu versuchen, und ging an einem der ersten Tage im April von Kopenhagen ab. Die Tage der Spannung und Erwartung, die darauf folgten, sind epochemachend, nicht allein in der Geschichte der Stadt Hangö, sondern möglicherweise in der des ganzen Landes. Man braucht nur einen Blick auf die Landkarte zu werfen, um einzusehen, welch vorgehobenen geographischen und meteorologischen Kosten dieser keine Fleck einnimmt.

Nach einer Pause von zwei Monaten standen nun die Komtoren Hangös, deren tintenfleckige Finger sich inzwischen ausgegrüht hatten, mit der Feder hinterm Ohr bereit, die ganze Welt nöthigenfalls wieder in Kolonnen zu reihen. Es war förmlich, als wenn Elektrizität in der Luft läge; die hohen Herren der Regierung machten Besuche, Sonderzüge wurden vorbereitet, Zeitungsberichterstatler stellten sich ein, die

Bootsen standen den ganzen Tag am Fernrohr, die Brandwächter hatten zur Abwechslung Befehl erhalten, auf die See hinaus-zuspähen; die in Winterlage außer Dienst gesetzten Schiffe wurden aus dem Hafen gejagt, und Alles deutete darauf hin, daß etwas Ungewöhnliches bevorstehe, daß man auf das Ge-räusch wartete, das ertönen sollte, wenn das Eisband brach, das die Millionen des Landes seit zwei Monaten gefesselt hatte. An dem schönen, sonnigen Frühlingstage streckte sich die Landspitze von Hangö mit ihren nackten braunen Flächen zwischen den Fichten so weit wie möglich in die Ostsee hinaus, als wollte sie dem dänischen Gast die Hand zum Willkommen entgegenstrecken, daß er den Versuch wagen wollte, das Kerneis in dem alten Lande der Rauberkünste zu brechen. Die Ansichten über den Nutzen dieser Mission gingen sehr weit auseinander, vom begeistertsten Enthusiasmus bis zur eiskalten Gleichgültigkeit.

Das Postdampfschiff hatte nach einer gründlichen Reparatur in Stockholm gleichzeitig seine Thätigkeit wieder aufgenommen, und nun wurden Wetten gemacht, ob der dänische Eisbrecher der erste an der Mole sein werde oder nicht. Auch lagen tausend verschiedene, einander widerstrebende Interessen in der Luft; denn das Monopol des Winter-Verkehrs, das bisher in der Hand einer einzelnen thätigen Person geruht hatte, würde nun mit der Eisdecke bersten. Der Wettbewerb, der gefährdete und senkspendende, drohte frei zu werden, wie die Welle selbst, sobald die Hoffnung, den Hafen von Hangö das ganze Jahr offen zu halten, in Erfüllung gehen sollte. An einigen Stellen hegte man die überpanntesten Erwartungen, an anderen die tiefste Verachtung gegen alles, was den Eisbrecher anging. Der Eine glaubte an ihn wie an das Evangelium, der Andere hatte höchstens ein mitleidiges Lächeln übrig für den Gedanken, daß menschliche Erfindung der ureigenen Bestimmung der Natur trocken wollte, nach der Hangös Hafen in den strengeren Wintern geschlossen sein sollte. Die Gemüther waren in Aufregung, Alle nahmen Partei für oder gegen, und ich glaube, sie wären auch mit gutem Muth und freiem Gewissen einander in die Haare gefahren.

Bereits mehrere Tage hatte der blaue Streifen Wasser außen vor der Klippe mit dem Leuchtfeuer in der Aprilsonne gegläntzt und gewallt, aber auf der Abende und im Hafen lag das Eis ellenhoch und trug Lasten so schwer, wie sie die Pferde nur immer ziehen konnten.

Mitten in aller Spannung verbreitete sich das Gerücht, daß draußen in offener See vor dem Feuer zwei Dampfer in Sicht seien.

Die Nachricht lief wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Stadt. Die Leute sammelten sich zu Haufen an den Strahneckten, und vom Leuchthurm konnten wir mit Hilfe des großen Fernrohrs bestätigen, daß das Gerücht begründet war.

Die beiden Dampfer waren dicht hintereinander; der vordere mit einer eigenthümlichen Takelung, der zweite dem Anschein nach ein gewöhnlicher Frachtdampfer. Jener war der „Brecher“, der zweite erhielt sofort den Namen „Der Träger“, denn die schlaue dänische Dampfschiffsgesellschaft hatte eiligst eine ganze Schiffsladung Stückgüter, nach denen man sich gesehnt hatte, in die Rinne des Eisbrechers hineingeschmuggelt.

Nachdem wir über die große Begebenheit ein Telegramm nach der Hauptstadt abgesandt hatten, verließen wir uns reichlich mit Proviant und begaben uns, sechs Mann hoch, in Schlitten nach dem Feuer hinaus, um die Kraftprobe des Eisbrechers gegen unser heimisches Eis zu sehen. Von den Klippen baselbst konnten wir in der anbrechenden Dämmerung die beiden Fahrzeuge an der festen Eiskante entlang eine gute Fahrt schießen sehen; sie suchten sich die schwächsten Punkte zum Angriff aus. Zwei Booten hatten sich, wie es nun gehen mochte oder nicht, in Eisbooten hinausbegeben müssen, um die Schiffe hereinzuführen. Daß es ihnen geglückt war, an Bord zu kommen, konnte man an der Sicherheit des Kurzes der Dampfer merken. Alle weiteren Beobachtungen wurden schwierig; denn die Aprilnacht senkte sich nieder mit flüchtigen Schneewolken und Nebel. Wir brachten unsern Mundvorrath aus einer Berg-luft in das Zimmer des Feuermeisters und ließen eine halbe Stunde verstreichen, um alsdann, alles der Nebel sich ein wenig verzog, beobachten zu können, welche Fortschritte gemacht waren.

Als wir wieder herauskamen, waren die beiden Dampfer schon ein gutes Stück in die feste Eismasse hineingekommen.

Ein scharfes Ohr konnte in weiter Ferne ein dumpfes Ge-räusch vernehmen, aber man konnte nicht entscheiden, ob es vom Eisbrecher oder vom Meere herrührte, das in der Entfernung von einer schwedischen Meile das Eis auf eigene Verantwortung, ohne Mitwirkung der Regierung brach. An dem halbdunkeln,

ganz lauen Abend leerten wir unser Glas auf dieses Band zwischen uns und Europa, das jetzt von den beiden unbeutlichen dunklen Schatten dort außen im Nebel darge stellt wurde. Es war uns fast feierlich zu Muthe in dem Bewußtsein, die ein-zigen Zeugen zu sein bei diesem großen Ereigniß, wo die euro-päische Kultur unserm Finland die Hand entgegenstreckte quer über die Ostsee, die, wie man behauptete, um diese Zeit noch mit Treibeis angefüllt unmöglich zu befahren war.

Und gleichwohl lagen die zwei dunklen Beweise für die Möglichkeit dort außen vor uns, nur eine gute halbe Meile vor den äußersten Klippen. Eine gewisse gehobene und hoffnungs-volle Stimmung bekam Macht über uns. Dieser Kampf der modernen Technik mit dem Eise würde vielleicht für unser Land von größerer Bedeutung werden, als irgend ein anderer Kampf, der bisher dafür geführt worden war.

Es war die Befreiung von der Armuth und aus den Banden der Kälte, die wir jetzt in der Gestalt zweier schwarzer Schiffsrumpfe zu uns kommen sahen. Es war der Sieg der menschlichen Klugheit über das Vorurtheil und über die jähe, eis-kalte finnische Natur.

Als wir zu den Schlitten hinuntergingen, die uns im Schuß der Klippen erwarteten, durchfuhr ein und derselbe Gedanke mich und meinen Begleiter, der Geschäftsmann und ein guter Freund von mir war: wir wollten hinaus zu den Fahrzeugen und an Bord gehen! Wir wollten die Ersten sein, die die tapferen Dänen willkommen hießen. Das sollte einen ausge-zeichneten Stoff für einen Zeitungsartikel abgeben! Topp! Und damit schickten wir den erkaunten Rutscher zur Stadt zurück und ließen den Anderen sagen, wir hätten vorgezogen zu Fuß zu gehen.

Hätte man erfahren, daß wir in die offene See hinaus-gegangen waren, um mitten in der Nacht in nebeliger Luft und Schneetreiben den Dampfern zu begegnen, nur mit Ueberzieher und Galoschen angethan, man würde gewiß unsere Zurechnungs-fähigkeit in Zweifel gezogen haben. Dafür wollten wir aber am nächsten Morgen vom Deck des Eisbrechers, wenn er seinen Einzug in den Hafen hielt, die Leute überraschen.

So lenkten wir denn unsere Schritte gerade auf die See hinaus. Das Feuer erhellte unseren Weg und blinnte uns vor-murfsvoll nach. Wir nahmen den Weg über die äußersten Klippen, wo das offene Meer beginnt, um von dort oben unseren Kurs zu bestimmen, der den des Eisbrechers kreuzen sollte, ein Stück Weges vor der Stelle, wo er sich jetzt befand. Die 30 bis 40 Fuß hohen Klippen waren mit glattem Eis bedeckt, und es war schwierig, darüber im Dunkeln wegzuklettern. Es gelang uns jedoch, einen Eisfeldzugsplan zu entwerfen, bevor wir, halb unwillkürlich, auf der entgegengesetzten Seite mehrere Klaffer am Abhang herabzurutschen. Man konnte bereits die farbigen Laternen der Fahrzeuge schimmern sehen, und wir begaben uns lebet von der Anstrengung des Kletterns, weiter, um ihnen zu begegnen.

Nach ungefähr einstündigem Wandern schien uns an Ent-gegenkommen von unserer Seite genug geleistet zu sein. Die Luft war etwas klarer geworden und Feuer und Laternen zeigten uns unseren Kurs. Wir hörten den Lärm vom Arbeiten des Eisbrechers beständig deutlicher und, um nicht Gefahr zu laufen, daß sie im Dunkeln an uns vorbeiliefen, hielten wir an und warteten auf die Fahrzeuge. Wir standen dicht aneinander, die Hände in den Taschen, und stampften vor Kälte mit den Füßen. Lange bevor wir die deutlichen Umrisse der Dampfer sahen, glaubten wir in der Dunkelheit, daß sie uns dicht auf den Leib gerückt wären; so lärmt das Eis auf weite Strecken vor ihnen. Unwillkürlich wurden wir nervös und unruhig, als das Eis mit einem scharfen Knall und einem klirrenden Echo mitten zwischen uns eine weite Spalte riß, und wir drückten uns dicht aneinander in einem unbestimmten Gefühl von Furcht, wir könnten auf der losen Eisscholle in die See hinausreiben, da wir ja durchaus nicht wußten, wie weit wir noch vom offenen Wasser entfernt waren. Gerade, als das Eis um uns am ärgsten krachte und sich bog, sahen wir plötzlich die dunkle Masse vor uns ganz unverhältnißmäßig wachsen und auf uns loskommen. Blitzschnell sprangen wir seitwärts, um nicht zer-malmt zu werden; aber dann wurde die dunkle Masse wieder kleiner, sank zu sammen, zog sich weiter zurück, und das ohren-betäubende Krachen hörte auf. Als die wunderliche Gestalt das nächste Mal so unnatürlich groß aus dem Dunkel hervorwuchs, während das Eis weit umher ächzte und sibönte, wurde die Erscheinung uns klar. Der Eisbrecher zwängte sich in mehr als halber Länge aufs Eis hinauf. Wenn der Rumpf in die Rinne zurücklief, um einen neuen Anlauf zu

hoben
iderte
omer-
n ihr,
effsten
onden
iführ,
besich-
dem-
ndsten
innen,
über,
rlore,
ralische
Ant-
arons
ähnte
galt.
r sich
in auf
schickt
wesen,
nter:
t auf
einer
lebt
math-
jeder
Stadt
Nacht
ndels-
lichen
u der
spielte.
naren-
reure
gende
dem
erum,
Zoll-
n wie
diesen
f das
Er-
schlich,
kellen;
recher
Hangö
Auf-
nisse
open-
arauf
e der
ndes.
, um
ologi-
Rom-
aus-
ganze
war
die
rztüge
, die

Vorderstevn wieder ganz im normalen Niveau wie jeder andere Dampfer.

Nest riefen wir das Schiff an, der Landungssteg wurde ausgelegt, wir stiegen an Bord, und ich stellte mich in meiner Eigenschaft als Zeitungsberichterstatter vor. Die Dänen schienen ein wenig verwundert. Sie schienen zu glauben, sie hätten sich im Kurs geirrt und wären nach Amerika gekommen, anstatt nach Finnland, und äußerten höflich ihr Erstaunen über die Entwicklung unseres Journalismus. Es war auch merkwürdig genug, so mitten in der Nacht, eine ganze Meile vom Lande, draußen auf einer öden Eisfläche auf die Vertreter der Presse zu stoßen — mit Vincenez Handschuhen und Gummigaloshen! Wir mußten an einer prächtigen Abendtafel Platz nehmen und uns mit Awuit und altem Karlsberger Lagerbier stärken. Der Kapitän und seine Mannschaft wurden gesprächig, und wir waren stolz, die Ersten zu sein, die sich in ultima Thule willkommen hießen.

Beim Kaffee ging ich mit Begeisterung an meine Berichterstattung, während mein Freund mir half, aus dem Kapitän Mittheilungen über seine Reise herauszupumpen. Das Tintenfaß mußte ich mit der Linken festhalten, und die Schreiberei gerieth ins Stocken, so oft wir den betanaten Anlauf gegen das Eis nahmen. Der ganze Salon zitterte jedesmal, die Lampen flirrten und die Gläser tanzten. Aber der Kapitän lachte über mein Erstaunen: „Das nennt man Eisbrechen,“ sagte er.

Bei jedem Anlauf ging es um eine gute Schiffslänge vorwärts, oft etwas mehr, das hing von der Stärke des Eises ab.

Der Träger folgte dicht hinter uns, und wenn es ging wie bisher, konnten wir am Morgen bei guter Zeit am Hafendamm sein. Aber um halb Zwei sprang ein Schraubenblatt. Unser finnisches Kerneis war doch wohl von einem andern Kaliber als das Eis im Dorefund. Und um 4 Uhr begann die Schrauben-axe mit unerlaubtem Eifer rundum zu schnurren, die drei übrig gebliebenen Blätter waren alle auf einmal gesprungen. Da lagen wir.

Die beiden dänischen Fahrzeuge boten in den schönen Lenz- und Ostertagen ein buntes lebensvolles Bild, dort außen, mitten zwischen dem Feuer und dem Hafenarm, in dem großen blendenden Eisfeld, wo der schwedische Postdampfer, der mit in der von ihnen geöffneten Rinne hereingekommen war, ihnen Gesellschaft leistete.

Erst am dritten Tage glückte es, eine neue Schraube am Eisbrecher anzubringen, und unter sümmlichem Jubel, überfüllt von Stadtbewohnern, Regierungsmitgliedern, Journalisten und Lufttreibenden, brach sich der dänische Experimentator endlich siegreich Bahn zum Hafendamm von Hangö.

Das Eis war gebrochen.

Allerlei.

Kaiser Friedrich und der jetzige Fürst von Hohenzollern im Lazareth zu Versailles. Zur Belagerungsarmee von Paris gehörend — so erzählt ein Mitarbeiter des Lok.-Anz. — fuhrten wir öfter nach Versailles, um da Einkäufe zu machen. Auf einer solchen Fahrt kurz vor Weihnachten 1870 suchten wir auch einen Kameraden im dortigen Lazareth auf und lernten dabei die Vorsteherin desselben, Fräulein Hedwig, kennen, die uns folgendes Erlebnis erzählte: Nachdem sie schon 1866 bei Sadoma den Verwundeten Hilfe geleistet, war sie auch 1870 auf den Schlachtfeldern Frankreichs thätig gewesen und war während der Belagerung von Paris zur Vorsteherin des zum Lazareth verwandelten Schlosses zu Versailles auserwählt worden. Als kleines Mädchen hatte sie, die Tochter eines preussischen Offiziers mit den Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses von Hohenzollern gespielt und gab sich, als der damalige Erbprinz Leopold öfter das Schloß besuchte, um sich nach dem Befinden der Verwundeten zu erkundigen, diesem zu erkennen. Zuweilen kam es auch vor, daß der Erbprinz sich mit den Krankenpflegerinnen unterhielt und diese so lange ihre Arbeit ruhen ließen. Als dies wieder einmal geschah, wandte sich Fräulein Hedwig an den hohen Besucher und sagte in scherzhafter Weise: „Königliche Hoheit, das kann ich unmöglich gestatten, daß Sie so oft kommen und durch Ihre interessante Unterhaltung meine Damen von der Arbeit abhalten. Wenn ich Ihren Besuch gestatten soll, dann müssen Sie auch mitarbeiten.“ „Aber was soll ich denn machen?“ versetzte der Prinz. „Von diesen Arbeiten verstehe ich garnichts!“ Als Frä. Hedwig erwiderte, daß er Charvie zu pfeifen oder Binden besticken möge, ließ sich der Erbprinz eine Binde reichen, da Charpie zu pfeifen ihm zu langweilig sei und fügte hinzu: „Ich werde mir rechte Mühe geben, die Arbeit zu Ihrer Zufriedenheit zu machen.“ Als er seine Aufgabe beendet und die Nadel eifrig gebraucht hatte, hüllte die Vorsteherin die Binde in ein Stück Papier, um sie als Andenken aufzubewahren. Tags darauf betrat der Kronprinz

Friedrich Wilhelm das Lazareth, suchte sogleich Frä. Hedwig auf und sagte: „Gestern ist der Erbprinz von Hohenzollern hier gewesen; der hat sich sehr über Sie beschwert. Sie haben ihn gezwungen zu nähen und haben ihm nicht einmal einen Fingerhut gegeben. Er hat sich die Fingerpfeizer deuart zerstoßen, daß er heute nicht einmal eine Zeitung halten kann. Zeigen Sie doch einmal, was er genäht hat; ich bin wirklich neugierig, seine Arbeit zu sehen!“ „Sehr gern, Königliche Hoheit,“ versetzte die Vorsteherin, „aber solche solidaren Arbeiten zeigt man nicht unentgeltlich. Dort steht eine Büchse, in die Cure Königliche Hoheit etwas für meine Verwundeten hineinwerfen müssen.“ „Wieviel muß ich denn zahlen?“ fragte der Kronprinz. „Wenigstens fünf Silbergrößen,“ entgegnete die Vorsteherin. Der Kronprinz lachte laut auf. „Glauben Sie, mein Fräulein,“ sagte er, „daß ich als Familienvater ein solcher Verschwender bin und, um die Anleihe des Erbprinzen zu sehen, fünf Groschen ausgeben werde?“ Fräulein Hedwig war in Verlegenheit, holte die Binde hervor und zeigte sie dem Kronprinzen unentgeltlich. Als dieser die Binde befehen hatte, bemerkte er lächelnd: „Ich hätte gar nicht geglaubt, daß der Erbprinz so geschickt im Nähen sei; er hat seine Arbeit sehr gut gemacht. Ich werde die Binde mitnehmen!“ „Nein, Königliche Hoheit, das gestatte ich nicht,“ erwiderte die Vorsteherin, „ich möchte die Arbeit des Erbprinzen als ein werthvolles Andenken aufbewahren!“ „Wenn Sie aber dieselbe zurück-erhalten?“ fragte der Kronprinz. „Dann freilich dürfen Sie dieselbe mitnehmen; nur müssen Sie mir das Versprechen geben, daß sie nicht verloren geht.“ „Gewiß nicht, mein Fräulein, moraea erhalten Sie die Arbeit zurück.“ Mit diesem Versprechen war Frä. Hedwig beruhigt; der Kronprinz steckte die Binde in die Tasche und empfing sich. Am nächsten Tage kam ein Hoflakai im Schloße und überbrachte der Vorsteherin auf Befehl des Kronprinzen ein kleines Packet, und als diese es öffnete, entfielen der auseinandergerollten Binde eine Anzahl Goldstücke und ein Menu von der königlichen Tafel. Auf die Rückseite hatte der Kronprinz folgende Zeilen geschrieben: „Mein Fräulein! Soeben habe ich an der königlichen Tafel die Arbeit des Erbprinzen geseht und habe für Ihre Verwundeten gesammelt. Nehmen Sie die kleine Summe von mir an. Friedrich Wilhelm.“ Fräulein Hedwig war glücklich; denn nun hatte sie nicht nur die Binde wieder, sondern noch als zweites Andenken das Schreiben des Kronprinzen, des späteren Deutschen Kaisers.

Vom Büchertisch.

Ihren neunundsechzigsten Band hat soeben die von Richard Andree herausgegebene illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde „GLOBUS.“ (Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig) begonnen, welcher mit der Nr. 1, die ein vierverprechendes Programm enthält, würdig eingeleitet wird. Professor Otto Krümmel in Kiel, der erste deutsche Ozeanograph, erweitert hier, unterstützt von zahlreichen Abbildungen, die verschiedenen Theorien über die Korallenbauten am Beispiel der Bahamas, wobei er sich auf den neuerdings oft bekämpften Standpunkt Darwin's stellt; die nationalen Kämpfe der Deutschen und Sclaven, namentlich die Verhältnisse an der Sprachgrenze, behandelt Dr. Kemmrich unter Beigabe einer farbigen ethnographischen Karte. Mit Vorliebe wird der „GLOBUS“ von amerikanischen Gelehrten benutzt, wenn es ihnen darauf ankommt, sich an das deutsche Publikum zu wenden und so erklärt in dieser Nummer der Direktor des ethnologischen Museums in Washington D. C. Mason, eine Umfrage über eine höchst merkwürdige Beobachtung, die identisch bei den Finländern und den Zunianern vorkommt. Von Belang ist die Mittheilung des verstorbenen Numismatikers Adolf Meyer über eine Schaumünze, die der Große Kurfürst aus dem in der Brandenburgischen Kolonie an der Guineaküste gemonnenen Golde prägen ließ und die in der Abbildung einen Neger mit Goldhörnern und Elefantenzähnen zeigt. Ueber zahlreiche selbst beobachtete Zirklichter berichtet Prof. Horat, und Dr. Halbsas zeigt in einem Artikel, wie die Tiefen der norddeutschen Seen bisher ganz bedeutend zu groß angegeben wurden, was er z. B. an einer Neuauslotung des Hamburger Sees ausführt. Der „GLOBUS“ ist die einzige deutsche Zeitschrift (seitdem vor zwei Jahren das „Ausland“ mit ihm vereinigt wurde), welche nicht einseitig spezialisirend vorgeht, sondern die Erde wie die Völkerkunde gleichzeitig umfaßt und außer den großen Originalartikeln eine ganz besonders reiche und anregende Fülle kleinerer Mittheilungen „Aus allen Erdtheilen“, sowie kritische Bücheranzeigen aus der Feder bewährter Fachleute bringt, wie denn die ersten Gelehrten auf geographischem und ethnographischem Gebiete unter seinen Mitarbeitern zu finden sind.

In Heft 12 III. Jahrgangs der „Romanwelt“ (herausgegeben von Otto Neumann-Josser) beginnt eine neue Erzählung von Hermann Sudermann, betitelt „Die indische Elise“ zu erscheinen. Diese Erzählung behandelt ein zartes Seelenproblem zwischen drei Menschen, die dem zeitweilig in Berlin lebenden Landadel angehören. Ueber dem Ganzen liegt ein feiner und bezücker Humor, der ein auszeichnendes Merkmal auch anderer Sudermann'scher Erzählungen ist. Der Verlag der Zeitschrift erklärt sich bereit, den am 1. Januar neu hinzutretenden Abonnenten die letzten Hefte dieses Quartals, 12 und 13, die den Anfang der Novelle bringen, gratis nachzuliefern.

Verantw. Redakteur: Dr. Walthar Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.